

Ulf Erdmann Ziegler
Mann ohne Kind

Ulf Erdmann Ziegler

Mann ohne Kind

Roman



WALLSTEIN VERLAG

© Wallstein Verlag, Göttingen 2026
Geiststr. 11, 37073 Göttingen
www.wallstein-verlag.de
info@wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und Thesis

Umschlaggestaltung: Eva Mutter (evamutter.com)

Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-8353-6222-2

»Die Tränen der Welt sind unvergänglich. Für jeden, der anfängt zu weinen, hört ein anderer irgendwo auf.«

Samuel Beckett

[...]

Feiglinge und Helden zugleich

Erste Reise nach Mitaka

Ein Abend im März in einer Abflughalle am Frankfurter Flughafen. Hinter dem riesigen, abgedunkelten Glas ist das Flugzeug zu sehen, ein großes, weißes Passierflugzeug. Bevor das Boarding beginnt, haben sich die meisten der Passagiere bereits in Reihe aufgestellt, es sind fast ausschließlich Japaner, so als würden von Deutschland aus keine Deutschen nach Japan fliegen, sondern nur Japaner zurück. Ich kann sie alle gut beobachten, von meinem Sessel aus, mit meinem Handgepäck neben mir; in meiner Nähe spielen zwei kleine Kinder in Matrosenkleidchen. Eine Reise durch die Nacht steht bevor, die zu früh, sprunghaft, am Mittag des folgenden Tages enden wird, die Ankunft in einer Metropole, Tokio. Aber ich habe kein Reisefieber. Ich bin ruhig und gewiss, durchströmt von Glücksgefühlen, und ich mache mir bewusst, dass es das, am Anfang einer großen Reise, bei mir noch nie gegeben hat. Noch elf Stunden bis zu meiner Ankunft, und schon ist eine große Hoffnung in Erfüllung gegangen.

Mir gefallen die Japaner, wie sie in der Schlange warten. Sie sind nicht aus der Form gegangen, und die Kinder tragen kein Rosa; sie sind heiter, leise, geduldig und nicht einmal müde. Alle zusammen lassen mich an Miki denken, die, gehörte sie zu den Passagieren, nicht zu den kleineren gehören würde, und mit ihrem knappen Körperbau wie eine Tänzerin aussieht. Gelegentlich ist sie auch eine. Ich rechne die Zeit nach und stelle fest, dass Miki jetzt schläft.

Es ist mitten in der Nacht in Mitaka, und gleich beginnt dort der Tag meiner Ankunft. Miki hat mich eingeladen zu kommen, meine dritte Reise nach Japan, aber meine erste zu Miki. Bei meiner ersten Japanreise muss Miki drei Jahre alt gewesen sein. Ich denke an das Foto, das ihr Vater mit ausgestrecktem Arm gemacht hat; das kleine Mädchen auf seinem Schoß, die beiden eine Einheit, ein Verbund von Behagen und Zärtlichkeit. Das habe ich verpasst, weil Dolly und ich keine Kinder haben.

Sie, meine Ehefrau, bleibt in Frankfurt, und sie weiß, dass ich diese Reise allein machen muss. Von ihr geliebt zu werden ist die extremste Erfahrung meines Lebens. Gäbe es das nicht, gäbe es alles andere auch nicht. Ich bin 57 Jahre alt, und in elf Tagen werde ich 58 werden. Auf diesen Tag habe ich meinen Rückflug gelegt, so dass ich mich von Miki an meinem Geburtstag zur Mittagszeit verabschiede und von Dolly am Abend in Empfang genommen werde.

ES WAR EINE richtige Familienkutsche, ein Kleinbus von Nissan, mit Sorgfalt bepackt, der sich von seinem Parkplatz zwischen Apartmentbauten jetzt zur Straße bewegte. Am Steuer saß Chiko, Mikis Tante, neben ihr Pajiro, ihr Ehemann. In der zweiten Reihe hinter der Fahrerin ich und neben mir Miki. In der dritten Reihe Haruko, Mikis Mutter und Chikos Schwester. Miki schaute angestrengt zum Fenster raus, ein Versuch zu vermeiden, dass ihr schlecht wurde. Sie war gerade achtzehn geworden, aber noch ein Kind. Es hatte sich gezeigt, dass es ihr guttat, auf der Fahrt ein Liedchen zu trällern, und was da aus der Anlage kam, während wir uns auf einer Magistrale stadtauswärts bewegten, klang wie aus einer Konservendose: »I'm so glad

that she's my little girl / She's so glad, she's telling all the world.« Miki sang mit.

Die Fahrt ging Richtung Norden, auf den in Kanji und lateinisch beschrifteten Schildern tauchte der Ortsname Fukushima auf. Chiko fuhr immer etwas langsamer als erlaubt, und Pajiro, ihr Beifahrer, nahm regen Anteil am Finden der Wegstrecke. Wegen des Linksverkehrs kamen uns die Fahrzeuge auf der Autobahn stadteinwärts rechts entgegen. Chiko blieb ganz links, also auf der Kriechspur. Obwohl es nach Utsunomiya nur hundertfünfzig Kilometer waren, gab es einen ausführlichen Halt auf einem Rastplatz. Ich hatte nur eine vage Vorstellung vom Zweck des Ausflugs. Wir fuhren auch nicht direkt nach Utsunomiya, zu Mikis Großeltern, sondern zunächst daran vorbei, von der Autobahn ab und nordwestlich in die Berge, am Steuer jetzt Pajiro, der etwas eigenwilliger lenkte als seine Frau. Die Serpentinaufwärts hatten teils Gegenverkehr, dann waren es plötzlich Einbahnlandstraßen. Einmal schnitt er eine Kurve und bewegte den Nissan erst wieder in die richtige Spur, als ihm ein Auto entgegenkam. Es war knapp. Dieses wäre das Ende der Reise gewesen, der Autofahrt, meiner Reise zu Miki, dem Kind, und vielleicht meiner Lebensreise. Der Entgegenkommende hupte nicht, auch nicht im Nachhinein, wie die Preußen es nicht lassen können. In unserem Kleinbus taten alle so, als wäre nichts geschehen.

In den Bergen lag Schnee. Wir durchquerten den Kurort Nikko, auf dem Weg nach oben. Ich schlug vor, zuerst zum Hotel zu fahren und das Reisegepäck auszuladen. Warum? Ja, weil ins Auto eingebrochen werden könnte! Große Heiterkeit. Der Nissan wurde oben geparkt, mit allem drin,

was wir hatten. Wir sind in Japan. Einbrüche in Autos? Unbekannt.

Ein früheres Moor in einer Hochebene; im Touristengeschäft gab es ein Wandbild, das den Drachen zeigte, der in dieser Landschaft einst zu Hause gewesen sein sollte. Wir nahmen einen Trampelpfad durch den Schnee, die Sonne schien. Die Familie hatte es nicht eilig und machte bald wieder kehrt. Ein Spiel auf dem Rückweg: Der Anführer der Kolonne ruft willkürlich »Stop« und dreht sich sogleich um – alle müssen in ihrer Bewegung gefroren sein. Wer sich noch bewegt, hat diese Runde verloren. Das bin, am Ende der Kolonne, meistens ich, die grotesk erstarrte Familie vor mir.

Es war eine Pilgerreise und das Ziel leicht zu erkennen, scheinbar, ein gewaltiges Tor und der Shinto-Tempel dahinter. Beim Näherkommen stellte sich heraus, dass das Tor echt, der Tempel selbst aber eingehaust war, die Hülle aus Holz imposant ausgemalt, den Tempel darstellend, eine perfekte Augentäuschung. Eine große Renovierung war in Gang. Wir gingen um das Gebäude herum, durchschritten die Parkanlage und begaben uns dann auf einen Pfad bergauf, der geschmückt war mit religiösen Symbolen, verzierten oder auch nur beschrifteten Steinen, Toren, schimmernden hölzernen Tafeln, die Chiko und Pajiro filmten, als hätten sie sie noch nie gesehen und dies wäre die letzte Gelegenheit. Tatsächlich hatten sie diesen Ausflug schon oft gemacht. Der Grund, ihn zu wiederholen, war an diesem Tag der Gast. Es war noch Winter hier oben, anders als im Hochmoor lag hier aber nur noch Restschnee, dessen weiße Tupfer aussahen wie der papierne Grund einer farbigen Zeichnung, die Farben erdig und dunkelgrün. Miki

trug eine orangeleuchtende Jacke von Jack Wolfskin, die sie im wohltemperierten Slackergang durch die Landschaft bewegte, ein angemessenes Zeichen für die Hauptperson, die sie war, und die Aufmerksamkeit, die sie brauchte. Wir, sie und ich, kamen zu stehen vor einem Schrein oben am Berg, und sie erklärte mir, wie man betete, was bedeuten sollte, einen Wunsch zu äußern im Stillen. Natürlich hatte ich Hoffnung wie andere Menschen auch. Hätte ich jedoch geahnt, wie bald der Wunsch Wirklichkeit werden würde – wäre ich etwas stärker gewesen im Glauben –, dann hätte ich die Gottheit an dieser Stelle gebeten, dass Miki mein Kind werden möge für immer. An meinem Totenbett dann, als letzte Zuwendung, hätte Miki mir einen kleinen Schrein aufgebaut, damit ich Dank sagen könne, und wenn ich gespürt hätte, dass dies mein letzter Tag sei, hätte ich ihr verraten, was ich mir am Schrein in Nikko gewünscht hatte. Denn man verrät nicht, was man sich erbeten hat, nicht, bevor es in Erfüllung geht. Ich war kleinmütig, damals. Ich betete, Miki bald wiedersehen zu dürfen.

Die Badewanne war ein rechteckiger Naturholzzuber auf dem Balkon des Hotels in Nikko. Von drei Zimmern hatte ich das einzelne bekommen. Es mag nicht üblich gewesen sein, aber ich ließ das heiße Wasser einlaufen zwischen elf und Mitternacht. Ich wusste, wozu die Dusche mit dem Hocker, ebenfalls auf dem Balkon, gut war, denn in Japan geht man sauber ins Bad und nicht, um sich zu reinigen. Ich blieb lange in der Wanne und zapfte gelegentlich heißes Wasser nach. Es war eine vorbereitende Zeremonie für den großen Augenblick meiner ersten Reise zu Miki, der am nächsten Tag eintreten sollte, obwohl ich das, vom Holzzuber in den Nachthimmel schauend, noch nicht wissen konnte.

DAS GARTENGRUNDSTÜCK HINTER dem Haus war nicht größer als die Grundfläche des Hauses selbst. Es waren allerdings keine Blumen gepflanzt, es gab keinen Rasen und keinen Steingarten. Nein, Hiroki, Mikis Großvater, hatte mit Holzbalken und transparenten Planen ein Gewächshaus errichtet. Es begann gleich hinter der Balkontür mit dem Geräteschuppen, war nur von der Rückseite her zu be-gehen und verzweigte sich nach innen labyrinthisch. Hier wuchsen Kräuter und Salate.

Hiroki, Tierarzt im Auftrag der Regierung, war in den Sechzigern ein Jahr in Peru gewesen, Chiko als Kind dabei und Haruko noch nicht geboren. Mit einem großen Kopf und kontrollierendem Blick war er ein Patriarch, wie es ihn überall gibt. Sein Sehvermögen hatte er weitgehend ein-gebüßt, weshalb er ein optisches Gerät besaß, in das man die ganze Zeitung schieben konnte. Man sah dann einen Teil der Seite enorm vergrößert auf einem hellen Bild-schirm. Die Bestellung des Gewächshauses war ihm kaum noch möglich; seine Frau war dabei, es zu übernehmen. Sie, Tomoko, im Alter verknittert, versorgte die Runde mit Tee und kleinen Köstlichkeiten. Sie war Klavierlehrerin ge-wesen.

Das Ehepaar besaß ein deutsches Namensbuch, und was erklärt werden musste, war die Abwesenheit meines Vornamens, denn der war schwedisch; dann die Herkunft und Bedeutung meines Mittel- und Familiennamens. Miki hatte mich mit Vornamen vorgestellt, was sie immer tat – demnach war »Ole« eine in ganz Japan bekannte Figur, die keiner Erläuterung bedurfte. Mein Familienname war bald übersetzt, denn den Sperber gab es in Japan auch.

Von mehreren Orten in Japan, an denen Hiroki stationiert gewesen war, war Utsunomiya der letzte gewesen. Sowohl Chiko wie auch Haruko hatten hier die Schule abgeschlossen, in einer Stadt, die so viele Einwohner hat wie Frankfurt und deren Innenstadt man mittels einer überdachten Passage versucht hatte, memorabel zu machen. Die Gruppe aus Mitaka, wir fünf, fuhren nach der Besichtigung ein Stück stadtauswärts, um hinter einem großen Restaurant zu parken – nach amerikanischem Vorbild war es zur Straße hin nur ein Gebäudekasten mit einem großen Schild davor. Die Großeltern, von zu Hause kommend, waren schon eingetroffen. Man musste im Vorraum seine Schuhe verstauen. Die Bedienungen waren traditionell gekleidet. Wir bekamen ein großes Separee mit einer Schiebetür. Es war ein langer Tisch reserviert, an dem man allerdings europäisch saß, was vielleicht nicht mir, sondern den alten Leuten geschuldet war. Sie, die Großeltern, platzierten sich am Kopfende. Haruko saß neben ihrem Vater; ihr gegenüber blieb ein Platz frei. In der Mitte, neben ihrer Mutter, Miki, ihr gegenüber ich. Am Ende des Tisches, fast als gehörten sie zu einem anderen Stamm, Chiko und Pajiro.

Die Schiebetür blieb geschlossen und wurde nur geöffnet, wenn serviert wurde, aber das Mahl war kleinteilig. Die Bedienung öffnete die Tür und kündigte sich an, ging neben dem Eingang, schon drinnen, auf die Knie, hatte dabei das Tablett abgesetzt, von dem sie die einzelnen Tellerchen nahm und, nun wieder aufrecht, rund um den Tisch verteilte. Auch der Rückzug war formal. Möglicherweise war diese Taktung für Gruppen oder Familien erfunden worden, die sich nicht allzu viel zu sagen haben. Nach

einer Weile, jedoch, wehte mich etwas Gespenstisches an. Ich fragte mich, warum wir in dieser Runde beisammen-saßen, und ich begann, im Kopf eine Ansprache vorzubereiten.

Irgendwann fragte ich Miki, ob es möglich wäre, dass sie eine Rede übersetze, aus dem Deutschen ins Japanische, Satz für Satz. Ja, das würde sie tun. Sie werde allerdings auch selbst darin vorkommen. Auch das wäre in Ordnung, bestätigte sie.

Nun richte ich mich also an die Großeltern und erzähle die Geschichte unserer Begegnung in Berlin. Wie wir ans Kolleg kamen, eine neue Situation, sehr viele Leute, und Miki sich bald zurückzog und fast unsichtbar wurde, während wir uns mit Haruko anfreundeten. Die Einladung Harukos in ein japanisches Restaurant, wo ich Miki gegenüber sitze und wir uns in einem Streitgespräch verfangen, das nicht enden wollte. Letzter Versuch einige Wochen später mit dem Besuch der Ausstellung von Leiko Ikemura im Haus am Waldsee. Es ist schon April. Und auf dem Parkplatz der Villa Wolfgang, nach etlichen Stunden, die wir zusammen verbracht haben, sagt mir Miki, dass sie nicht mehr zur internationalen Schule gehen werde. Wir lernen uns kennen. Unser Küchenfenster als die kürzeste Verbindung, Miki ein- und aussteigend. Und erst, als wir uns schon gut kennen, stellen wir fest, dass wir alle einen Bezug nach Frankfurt haben, wo wir uns auch tatsächlich vor der Rückreise Harukos und Mikis nach Tokio wieder-gesehen haben. Froh sei ich, nun ihre Familie kennenzulernen, wobei ich im letzten Satz den Kopf zum anderen Ende des Tisches wandte, um Chiko und Pajiro, meine Gastgeber, einzuschließen, denen ich für ihre Gastfreundschaft

dankte. Ich halte meine erhobenen Handflächen hoch und Miki klatscht ihre gegen meine. Unser Berliner Gruß, vor aller Augen wiederaufgeführt in Japan. So dass alle sehen konnten, was zwischen uns war: etwas Liebevolleres, aber Spiel. »Good speech«, kommentierte der Großvater. Meine Rede war natürlich eine milde, offizielle Fassung, also ein Kassiber an Miki, die mit Erleichterung registriert haben musste, dass ich den existentiellen Teil unserer Begegnung ausgelassen hatte.

Nun meldete Miki eine »Gegenrede« an. Mir grauste es vor dem Wort: Würde sie mich zurückweisen? Bloßstellen? Haruko wechselte auf den freien Platz an meiner Seite, um zu übersetzen. Die Ansprache gelang Miki nicht wirklich, dafür fehlte es ihr an Rhetorik, die Sache wurde zu lang, und es gab Zurufe, die die Rede durchlöchernten. Aber sie wusste, worauf sie hinauswollte. Denn sie ergänzte schließlich meine Ausparung so: »Wir haben viele, gute Gespräche geführt, auch über Richard ...«

Miki also war es, die den Namen ihres Vaters ins Spiel brachte, beiläufig, wie es schien, und doch hatte sie damit erklärt, warum ich knapp sechs Jahre nach seinem Tod an diesem Tisch saß. Sie hatte es ausgesprochen, indirekt, aber unmissverständlich. Und am selben Abend fuhren wir nach Tokio zurück.

Aus den Lautsprechern kam wieder: »I'm so glad that she's my little girl / She's so glad, she's telling all the world.« Das Band zwischen mir und Miki war ein enges geworden. Und wir wussten, dass unser Bündnis abhing von den anderen. Sie sollten uns verstehen oder wenigstens dulden, uns Freiraum geben. Es störte uns nicht, außerdem ein bisschen bewundert zu werden.

Sie hatte Ferien, deshalb war ich ja da. Es war ziemlich kalt, und dass ich das Blühen der Kirschen würde miterleben können, galt jetzt als unwahrscheinlich.

IM INOKASHIRA PARK hatte ich die ersten Gruppen gesehen, eine Kirschblüte feiernd, die noch auf sich warten ließ. Sie hatten blaue Plastikplanen auf dem Rasen ausgebreitet und ihre Picknickvorräte darauf abgestellt. Man hatte sich die Schuhe ausgezogen und sich auf die Plane gesetzt, für einige Stunden. Bei ungefähr dreizehn Grad.

Also begab ich mich etwas widerwillig mit der Familie auf den Weg nach Ueno. Inmitten einer S-Bahn-Station wurde mir Judy-san vorgestellt, ein Mann in den Sechzigern, der sich eher provisorisch als Transvestit herausgeputzt hatte. Er war der Leiter dieser Gruppe und hatte alles organisiert. Es muss der 1. April gewesen sein, denn auf dem Fußweg zum Park erzählte ich jemandem von meinem Aprilscherz. Bevor wir aufbrachen, hatte ich die anderen im Esszimmer vom Gang aus belauscht: Pajiro, Chiko, Haruko und Miki. Ich wollte nicht in ihr Gespräch fallen, sondern eine Pause nutzen. In der Pause stieß ich die Tür zum Esszimmer ganz auf und sagte etwas hektisch: »Have you heard? Donald Trump resigned!« Totale Verblüffung, halb wurde es bereits geglaubt, dann hatte Chiko schon ihr Telefon in der Hand, mit dem sie immer am Netz war. Und ich: »April, April!« Danach musste noch erklärt werden, was ein Aprilscherz in Deutschland ist. Am besten klappt es, führte ich aus, auf dem Weg nach Ueno, wenn man etwas als Neuigkeit ausruft, was sich die anderen wünschen.

Die Bäume waren noch ziemlich kahl im Ueno Park, aber wir mussten nicht auf einem kalten Rasen sitzen. Statt-

dessen führte uns Judy-san in eine weitläufige Halle und dort direkt zum Café. Tische wurden in Reihe gebracht und die Stühle drum herum gestellt. Dass wir unser Picknick auspacken durften, war abgesprochen, dafür bestellten wir ab und zu an der Ausgabe Getränke.

Die Gruppe war eigentlich ein philosophischer Club gewesen, einst angeführt von einem Professor, dessen Witwe noch dabei war. Judy-san hatte die Zügel gelockert, gebildetes Parlieren aber war durchaus gewünscht. Um aufgenommen zu werden, musste man eine kleine Rede zum besten geben. Irgendjemand übersetzte aus dem Englischen.

»Ich habe Japan über die Filme von Ozu kennengelernt, durch eine Retrospektive in Berlin vor dreißig Jahren. Lange ist es mir ein Rätsel geblieben, dass die Filme, so hieß es, die Entfremdung von Traditionen darstellten, also eine Verwestlichung beklagten, die ich aber in der Handlung und Ausstattung der Filme nicht wirklich hatte erkennen können. Später, bei meinen Besuchen in Japan, zweimal im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, habe ich begonnen zu ahnen, worin der Konflikt besteht. Nun aber habe ich Miki-san kennengelernt, die zugleich ein Kind des Ostens und des Westens ist. Sie ist in vielen Dingen die Antwort auf meine Fragen, abgesehen davon, dass es nichts zu geben scheint, das sie selbst nicht beantworten kann. Und ihretwegen bin ich jetzt hier.« Der Club begrüßte mich mit wohlwollendem Applaus.

Alle hatten etwas mitgebracht, Reis-, Fisch-, Fleisch-, Gemüsehäppchen, Kuchen, viel Selbstgemachtes und wenig Industrielles. Wir waren etwa vierzig Leute – dabei etliche ältere Damen von eher exzentrischer Art –, und das Essen wurde immerfort herumgereicht, damit jeder von allem

haben konnte und alles gewürdigt werde. Ich musste nur sagen, dass ich kein Fleisch esse, und schon wurde das in der Zirkulation mit eingeplant: Das ist für dich, das nicht.

Miki kam neben mir zu sitzen, und wir warfen uns Stichworte zu. Einmal hatte ich den Anschluss verpasst, als sie sagte: »Masturbation«, und ich wusste nicht warum. Ich war früher leicht in Verlegenheit zu bringen, inzwischen weniger, aber dies unterschied mich von Miki, dass sie einfach nie errötete. Wie sollte ich das jetzt auffangen? Ich sagte, sie kenne doch bestimmt auch das andere Wort, Onanie. Es sei weit verbreitet und ziele eher auf Jungen. Was aber kaum jemand wüsste: Dass das Wort vom Eigennamen Onan abgeleitet sei und auf eine Anekdote im Alten Testament zurückgehe. Onan soll mit der Frau seines verstorbenen Bruders schlafen. Ihm aber gefällt es nicht, weil dann die Kinder nicht als seine gelten würden. Also »ließ er«, wie es in der Bibelstelle heiÙe, seinen Samen »auf die Erde fallen und verderben«. Inzwischen hatte ich mich gefangen, denn wenn ich todernst über Dinge der Sexualität reden durfte, war ich mir sicher. Insofern sei das Wort Onanie für Masturbation nicht wirklich zutreffend, denn der Mann werde im Alten Testament dafür bestraft, dass er keine Nachkommen zeugen wolle.

Wie ich – auch wenn ich das zu Miki nicht sagte –, der ich viele Jahre meines Lebens, und vielleicht die entscheidenden, ein Kind nicht hatte zeugen wollen, das mir nun so sehr fehlte. Es sei denn, es saÙ genau neben mir. Schon im Kolleg und auch jetzt waren es die Blicke der anderen, die uns zusammenrückten, Ole und Miki, eine gemeinsame Bestimmung, die durch das Wort Freundschaft schon lange nicht mehr gedeckt war.

Wir waren von der Südseite in die Parkanlage gekommen und verließen sie nun in Richtung Norden. Entlang des Wegs fanden sich etliche Kirschbäume einer Sorte, die eine Spur früher austreibt als die anderen, und man zeigte auf die Bäume, deren Knospen sich minimal begonnen hatten zu öffnen. O ja, tatsächlich! Wunderschön!

Es war früh am Abend, und ich löste Miki aus der Gruppe heraus und fuhr mit ihr nach Ginza. In meiner Jackentasche hatte ich die Visitenkarte von Judy-san, mit einem Motto auf deutsch, das lautete: »Muß ich schreiben ...? (Rilke)«

DIE WOHNUNG VON Chiko und Pajiro lag im Erdgeschoss eines Apartmentkomplexes, versteckt in einem toten Winkel, so dass man im Wurmfortsatz des Laubengangs Fahrräder abstellen konnte, ohne den Unmut anderer Bewohner auf sich zu ziehen. Die Tür zur Wohnung war nicht abgeschlossen, wenn jemand zu Hause war; der kleine Flur, kaum mehr als zwei Quadratmeter, übersät mit Schuhen, und an die Wand gelehnt der Teil eines Bühnenbildes, bemalte Pappe; eine Fensternische zugestellt mit Pajiros Miniaturautos – ein VW-Bus war dabei –; eine Schale mit Schlüsseln und ein Portraitfoto in einem Rahmen, das den schmalen Kopf eines ernsten deutschen Mannes zeigte. Das konnte nur Richard sein.

Der Hausstand der beiden Musiker, mit dutzenden von Instrumenten und tausenden von CDs, war umfangreich, aber wahrscheinlich waren sie nicht in eine leere Wohnung gezogen. Denn hier hatten Haruko und Miki gewohnt, bis sie im Sommer 2015 nach Berlin wechselten. So wurde die Wohnung zur Basis für die erweiterte Familie, die regel-

mäßig gemeinsam aß, manchmal ergänzt durch einen fünften Gast, eine Freundin Mikis, und jetzt durch mich.

Eine Stufe trennte den Wohnungsflur vom Eingangsflur, hinter der man keine Straßenschuhe mehr trug. Vom Hauptflur zweigten nach rechts ab: Chikos Zimmer, eine Toilette, Pajiros Zimmer. Obwohl dies die Straßenseite war, hatte man dem WC-Raum keine Fenster mitgegeben, was ich bedauerte, und Miki stimmte mir zu. Unter Toilettenfanatikern war das keine geringe Frage. Nach links, also in der Binnenlage, war das Bad zu finden, zweigeteilt: im Vorraum ein Waschbecken links und eine Waschmaschine rechts, ein Toplader, und hinter einer Tür das eigentliche Bad. Vom Flur her als nächstes das Tatamizimmer, ausgelegt mit holzgerahmten Strohmatte, auch wenn es nur industrielle Imitate waren. Und am Ende öffnete sich der gemeinsame Wohnbereich, Wohnzimmer und Esszimmer in einem, der Essbereich von der Küche nur getrennt durch einen Tresen, unter dem sich zu beiden Seiten Schränke befanden. Davor, über die gesamte Fensterfront, war ein Balkon eingezogen, dessen Überdachung den Wohnbereich in ein Halbdunkel tauchte.

Im Wohnzimmer traf ich auf Missi-chan, dieselbe Schildkröte, die Miki, selbst noch klein, als Winzling von einem Volksfest nach Hause gebracht hatte. Sie mochte jetzt zehn sein. Ihr Aquarium stand in der dunklen Ecke, allerdings tagsüber beleuchtet von einem Scheinwerfer mit weißem Licht, und sie verbrachte fast den ganzen Tag am Boden des Wasserbeckens. Wenn ich sie mit Karottenstreifen fütterte, schoss sie steil an die Oberfläche, mit dem Hals darüber hinaus und biss zu. Man musste da vorsichtig sein.

Während in die Decke des schmalen Küchentrakts Halogenlichter eingelassen waren, hatte der Essbereich nichts anderes als ein grelles Deckenlicht, gut genug, den ganzen Raum auszuleuchten. Unter dem Esstisch war eine Bodenbedeckung aus Kork eingezogen, die an den Rändern Schaden genommen hatte. Neben dem Klavier wurden Schlaginstrumente in Plastikcontainern verwahrt. Das Ledersofa hatte seine besten Tage schon gesehen. Die CDs in weißfurnierten Regalen glitzerten in ihren Plastikhüllen, der japanisch beschriftete Rücken nach vorn. Küchengeräte und Vorräte der Küche, inklusive des runden Reiskochers aus Plastik, türmten sich auf dem Tresen, also hinter denen, die mit dem Rücken zur Küche saßen. Mein Platz war der fünfte an der Stirnseite zum großen Fenster hin, und Miki saß um die Ecke rechts von mir. Es kam gar nicht selten vor, dass ich mitten im Gespräch lachend über ihr glattes, langes Haar strich, vom Scheitel bis zu den Schultern.

Der Tatamiraum ist in jedem modernen japanischen Haus die Ausnahme, eigentlich zu groß dafür, Gästen vorbehalten zu sein; ohne Tisch und Stuhl, feierlich dekoriert, so jedenfalls bei den Großeltern in Utsunomiya. Natürlich öffnete sich das traditionelle Zimmer auch in Mitaka per Schiebetür, wobei der Blick auf einen Einbauschränk in weiß fiel, der über die gesamte Stirnwand gezogen war, ein kompletter Stilbruch. Entlang der Holzkaschierung zum Flur hin war ein massives Sideboard aufgestellt. In der entfernten Ecke ein schwerer Futon mit einer Winterdecke, dazu ein Lämpchen mit einer Energiesparbirne, die nur langsam heller wurde, aber auch bei vollem Licht funzelig blieb. Wiederum ein sehr helles Deckenlicht, das anzuschalten ich vermied. Nichts war mir in Japan fremder als das

unbarmherzige Licht. Die Rückwand bestand aus Schiebetüren, drei Elemente, die den Tatamiraum vom Wohnzimmer trennten, »nicht echt«, wie Miki sagte, denn die Trennwände im traditionellen japanischen Haus bestehen aus in leichte Holzrahmen eingefassten Papierfensterchen, während durch die Kunststoffschiebetüren überhaupt kein Licht einfiel, außer durch die Ritzen. So hatte also mein Zimmer kein Fenster und war akustisch von Essbereich und Küche nicht wirklich abgeschirmt. Miki wollte wissen, ob mich die Betriebsgeräusche des Aquariums am Schlafen hinderten, aber das Gegenteil war der Fall, das Gurgeln und Zischen aus dem Wohnzimmer war mir eine willkommene Kulisse – wie Missi-Chan unter Wasser zu schlafen.

[...]